

„Herr Graf, ich hab' noch 'ne dritte Buddel kalt stellen lassen, das Brautpaar is all da!“

„Allmächt'ger, ich sag's ja, sie nimmt den Patentfaziken!“

Aber plötzlich schienen Graf Steinrückes Züge zu versteinern, denn unter Lachen und Weinen drängte sich an Siebenstuh vorbei Hertha, gefolgt von Lühe, den Knieper bellend und hechelnd umtanzt.

„Väterchen!! Liebes, liebes Väterchen!“

Siebenstuh hatte sich diskret zurückgezogen, aber draußen blieb er einen Augenblick stehen. „Min leiw Herrgott, nu' dank' ic di of, dat du us lütt' lew Komfeschken den Richtigen utjuat hest!“ und der alte Mann wischte sich verstohlen über die Augen.

Das junge Mädchen war neben dem Rollstuhl niedergekniet.

„Väterchen, ich habe ihn ja so lieb!!“

Der alte Herr strich über das volle, braune Haar.

„Mein Herthakind! Min lütte Deern! Und mich willst du allein lassen?“

Sie nickte nur.

„Ich hab' ihn doch so lieb!!“

Über Graf Alberts Züge flog es wie ein Wetterleuchten, und plötzlich schrie er mit der ganzen Gründgewalt seines dröhnenenden Basses:

„Jochen, Junge, aber das sag' ich dir, wenn du mir das Mädel nicht so glücklich machst — — — —“

Mit einem Jubelruf flog Hertha ihrem Verlobten in die Arme, und Lühe hielt sie fest, als wolle er sie so halten und schirmen fürs ganze Leben.

Leise öffnete sich die Tür, und Friedrich Wilhelm Siebenstuh stand auf der Schwelle, hob bedächtig den rechten Zeigefinger und sprach im Grabeston: „Dieses habe ich geahnt, aber Neden ist Silber und Schweigen ist Gold!“

7. Kapitel.

„Nein, Hertha, das ist wirklich schrecklich mit dir,“ Graf Albert setzte den Klemmer ab, den er beim Lesen zu tragen pflegte, den sieben, langen Tag über spricht du nur von dem Achtzehnender, und seit dis Jochen das Bild mitgebracht hat, bist du ganz aus dem Häuschen!“

„Aber, Väterchen, morgen ist doch auch der Erste!“

„Ja, das hast du mir mindestens schon ein Dutzend Mal erzählt, Mädel, — willst du denn wirklich bei Nacht und Nebel losziehen?“

„Oberförster Wagner holt mich um vier Uhr ab.“

„Ah, du bist ja nicht recht gescheit, um vier, da ist es noch stockduster!“

„Und bis zum „Langen Bruch“ haben wir eine Stunde zu gehen, wir müssen doch vor Büchsenlicht dort sein!“

„Dann geh' jetzt nur zu Bett, Kind, und schlaf wenigstens ein paar Stunden.“

„Schlafen?! Nein, damit wird es heute nichts, ich setze mich in mein Zimmer und blättere noch ein bisschen in alten Jagdzeitungen, — sei mal ehrlich, Väterchen, du hast es früher auch nicht anders gemacht!“

Der alte Herr schmunzelte.

„Das ist auch was ganz anderes, ich bin ein Mann, — hätte ich mich ein bisschen mehr gehalten, dann brauchte ich jetzt nicht mit dem Zipperlein im Rohrstuhl zu sitzen, 's ist 'ne Tränenwelt!“

Das junge Mädchen stand auf.

„Ich will bloß noch die Wiener Kaffeemaschine rütrestellen, dann lese ich dir noch ein bisschen vor, heute ist ja der „St. Hubertus“ gekommen, ich glaube, du hast noch gar nicht hineingeguckt!“

*

Jochen von der Lühe strich noch einmal prüfend über den Lauf der Büchse, dann öffnete er den Verschluss, schob einen Ladestreifen mit fünf Teilmantelgeschossen in das Magazin und drehte den Sicherungsfügel herum.

Nun hing er Glas und Gewehr um, stellte sich eine Zigarre an und schritt quer durch den Park.

Es war eine sternenhelle, frostkalte Septembernacht. Leise raschelnd fielen vom Frost geknickte Blätter,

und hoch aus den Lüften klang das metallische „Siii — Siii“ streichender Enten und das „Gig — gaf — gaf“ nach Süden ziehender Graugänse.

Ein würziger Hauch von frisch gepflügter Erdscholle und modernden Blättern kam herüber, in den Ställen brannte schon Licht, das Vieh zerrte brüllend und raschelnd an den Ketten, knarrend quietschte der Pumpeisenhengel, und auf dem Hofe hörte man die Stimme des Inspektors.

Der Park ging in den Hochwald über. — Lühe trat durch das grünestrichene Gittertor und schritt über die schmale Brücke, die den Mühlgraben überquerte.

Noch war es Nacht, dieses Dunkel lagerte zwischen den Stämmen. Jochen ließ sich Zeit, wenn er den Richtweg nach Jagen 14 wählte, konnte er bequem in einer halben Stunde an der Grenze sein, aber er mußte vorsichtig purischen, um das Wild nicht zu vergrämen.

Im Osten zeigte sich ein heller, opalierender Schein, die Ränder der kleinen Windwolken färbten sich rosig, eine leichte Brise flautete auf und strich durch die Wipfel der Bäume.

Auf Lühes Gesicht und Hände fiel der Tau, blieb in kleinen, blickenden Perlen an dem Büchsenlauf haften und beschlug die Gläser des Krimstethers.

Da! — Von drüben her, dort, wo die Bruchwiese lag, klang ein leiser Trenzer, nun ein Schrei, tief und hallend wie Orgelton, — das konnte nur der Achtzehnender sein!

Ein zweiter Hirsch antwortete, der Stimme nach ein schwächerer, und dann folgte Schrei auf Schrei, dröhrend und zornmütig, steigend und fallend, gleich dem unablässigen Branden des Meeres.

(Fortschuna folgt.)

Das Modell

Skizze von W. 3.

Walter Achilles war Kunstmaler und Zeichenlehrer an einer staatlichen Schule. Er war nicht mehr sehr jung, hatte bereits die Vierzig überschritten. Auch war er verheiratet und hatte ein Kind. Unter dem Wort Kunstmaler darf man sich hier nicht das vorstellen, was man sich gemeinhin unter einem Maler vorstellt. Er war ein herber, scheuer Charakter und hatte keine Anlagen zur Bohème. Seine Modelle waren hauptsächlich ältere, herbe Typen. Mit alten Männern und Frauenköpfen erzielte er seine größten Erfolge. Auch spielende Kinder oder hier und da eine stattliche, elegante Dame der Gesellschaft reizten seine Phantasie. — Einen brennenden Wunsch hatte der Maler. Er wollte einmal, ein einzigesmal, ein schönes, blühendes, rothaariges Modell haben. Das war ihm in den vielen Jahren seiner Künstlerchaft noch nicht begegnet. Wohl einmal ein gelbrotes oder schmierigrotes, wie man es nennt, aber keines derjenigen, die Tizian als Vollblut-Schönheit gemalt und verehrt hat.

Schon seit langen Jahren hatte Achilles einen wunderschönen Vorwurf für den Fall, wenn ihm einmal ein tizianrotes Modell beschert sein sollte, entworfen, den er wie ein Heiligtum in seinem Schreibtisch, in einem Geheimfach, verwahrte. Von diesem Vorwurf oder Gemälde, was es einmal werden sollte, erhoffte er viel, sehr viel; das würde sein bestes Können fordern, und er wollte dann auch geben, was er vermochte.

Und das Modell kam. —

Eines Tages traf Walter Achilles auf der Promenade einen Schüler seiner Klasse mit einer wundervollen, vitanten, tizianroten, jungen Dame. Sie mochte ungefähr achtzehn Jahre zählen. Sie hatte einen satten, reinen, alabasterweichen Teint. Die brennend roten Lippen fielen in dichten Wellen über den weißen Norden. Die Augen waren schwarz wie grosse Kirschen, der brennend rote Mund war übermäßig geschürzt und ließ zwei Reihen schimmernder Perlähnchen sehen. — Der Schüler stellte die junge Dame seinem Lehrer Walter Achilles als seine Cousine vor, die gegenwärtig hier in der Stadt bei einem Professor Gesangsunterricht nehm, da sie später zur Bühne wolle. Beim Anblick des jungen Mädchens drohte dem Künstler das Herz stillzustehen, da es aufshaar seinem tizianroten Ideal glich, das jahrelang in seiner Phantasie spielte. Er mußte alle Sinne zusammennehmen, um wenigstens einigermaßen höflich zu sein. — Solde Hildebrandt, so hieß die Schönheit, interessierte sich sehr für die Malerei: sie gestand dies auch offen

Ent
hebt
The
den
geie
dies
rech
fli
löhne
find
tom
Ma
ten
spric
pilte
folg
zug
tra
paß
ges
Der
geh
alle
leh
jed
Ma
nor
obli
Wo
it
zu
Zei
dra
Ein
zu
haf
Mi
lie
che
bie
und
hau
er
Na
inn
Die
zu
an

Achilles ein. Entzückt über das Interesse der jungen Dame, lud er sie mit dem Schüler zur Besichtigung seines Ateliers ein, worauf beide freudig ihre Zusage gaben.

Wie im Traume rannte der Maler durch die Straßen. Sah die Passanten nicht, rannte hier und da jemand an, so daß lautes Wutren hinter ihm erscholl. Aber von all dem hörte und sah der Künstler nichts mehr, sein Hirn arbeitete fieberhaft an seinem Idealbild. Nun, da er die schöne, rothaarige Isolde gesehen, sollte sie ihm Modell stehen, das wollte und mußte er erreichen. Der sonst so kühle und sachliche Maler war wie ausgewechselt. Das merkten auch seine Schüler in der Zeichenstunde. Bei den einfachsten Sachen, die er ihnen vorzeichnete, schwankte er plötzlich ab, zeichnete ein rundes Bein, einen Arm oder Nacken auf den Block, so daß die Schüler sich manchmal verheißungsvoll anblickten oder lachten. Aber auch hier sah und hörte Achilles nichts. Seine Gedanken waren in seinem Atelier an der Staffelei bei seinem neuen, rothaarigen Modell — bei der tizianroten Isolde Hildebrandt.

Endlich kam der Tag, an dem der Schüler mit seiner Cousine sich zum Besuch im Atelier einstellte. Der Künstler hatte eine fabelhafte Ordnung geschaffen, alles Unnütze aus dem Weg geräumt und ein paar schöne Sessel und Decken von zu Hause kommen lassen. Darüber stunkte seine Frau etwas. Sie merkte in den letzten Tagen sowieso an ihrem Gatten, der sonst fast pedantisch genau in allen Dingen war, daß er sehr zerstreut und merkwürdig nachlässig war. Über in den vielen Jahren, die sie als seine treue Gattin und Hausfrau neben ihm herschritt, mußte sie sich an manches gewöhnen, doch hatte sie nie Anlaß zum Klagen gehabt. Ihr Gatte liebte sie und das kleine Töchterchen Lucrezia immer gleichmäßig warm und besorgt. So lieb sie ihn auch diesmal ruhig gewähren, er würde sie eines Tages schon aufklären.

Isolde Hildebrandt erschien mit ihrem Cousin im Atelier in der rosigsten Laune. Sie ließ sich von dem Maler alles zeigen und erklären. Lobte hier ein besonders schönes, duftiges Pastellbild und bewunderte an einem zarten, blonden Mädchenbildnis in einfacher Gewandung den fast südlichen Ton der Haut, den der Maler dem Bildnis verliehen. — Walter Achilles freute sich und staunte zugleich über das gute Urteil der jungen Dame. Er führte sie in seinem Eifer durch alle Galerien und Kammern seines großen Ateliers, das er in einem modernen Geschäftshaus inne hatte. Am Schluss des Besuches der beiden jungen Menschen nahm Achilles alle Kraft zusammen, stammelte ganz verworren den Wunsch, er möchte die schöne rothaarige Isolde malen. Wisser im geheimen befürchtete, die Ablehnung seines Wunsches, gesah nicht, sondern Isolde fand den Wunsch ganz natürlich und sagte einfach und schlicht: „Ich komme gern, Herr Achilles.“ Der Maler wäre fast vor Freude vor Isolde auf die Knie gesunken und hätte ihr gedankt für ihren Entschluß, wenn ihn seine Schüchternheit nicht daran gehindert hätte.

Sie kam — nicht allein natürlich, eine Freundin begleitete sie. Diese war ein munteres Quetschsilber, fast weißblond, mit blassen, blauen Augen, die wahrscheinlich dem Maler nichts gesagt hätten. Im Atelier benahm sie sichziemlich ordentlich, nahm ein Buch zur Hand und wollte lesen, bis nach ihrer Meinung das langweilige Skizzieren beendet war. Doch dazu kam sie nicht, da sie sich über den Maler, den sie zum erstenmal sah, ihre Gedanken machte. Indes hatte nun Walter Achilles mit fühligen Strichen die äußeren Formen der schönen Isolde festgehalten und war dabei, das lieblich runde Gesichtchen zu skizzieren. Er wußte nicht, wie er der jungen Dame es beibringen sollte, daß sie sich als das Modell, das er für sein Bild brauchte, anders zeigen müsse. Sein Entwurf für das Bild, das ihm schon jahrelang vor schwieg, war ein grüner Teich, der rundherum mit Seerosen bewachsen war. Inmitten dieser Rosen stand nun, gleichsam als Rize, Seerosen pfüßend, sein Ideal, das jetzt die Isolde Hildebrandt verwirklichen sollte. Zede Seerosen, die die Rize mit zarten Fingern pfüßte, ward beim Herpfücken zu einem kleinen Knaben, der den Fingern entstieg und dann schwabend mit den anderen einen Reigen um die Rize tanzte, um sich später in ätherblauer Luft aufzulösen. Mit totem Kopf und klopfendem Herzen entrollte Achilles Isolde seine Idee, und auch diesmal stimmte sie in ganz sachlichem Tone ihm zu. Entzückt über das große Verständnis, das sie ihm entgegenbrachte, verabredeten sie sofort auf den nächsten Tag eine Sitzung. — So begann eine wundervolle Zeit des Schaffens für den Maler. Die Stunden, die er arbeitete, waren ihm viel zu kurz. Wenn Isolde müde war und sich ausruhen mußte, dann dünktet ihm jede Minute für verloren, als ob er sie nicht mehr einholen könnte. Niemals hatte er für ein Modell irgend eine Erfrischung besorbt. Ihr stellte er kostbare Früchte hin, allerlei Süßigkeiten und dergleichen. Für sie war ihm das Beste noch nicht aus genug. — Die

Sitzungen waren sehr zahlreich. Mit Schreden dachte der sonst so nüchterne, sachliche Künstler daran, daß sie einmal ein Ende nehmen müßten. Mit Isolde war er ein ganz anderer geworden. Dieses junge, künstlerische Wesen, das so viel Anmut, Temperament und doch auch wieder so viel sanfte Unschuld offenbart, hatte seine Sinne unglaublich betört, hatte aus ihm wieder einen Jüngling mit einem Feuerherzen gemacht. Hier empfand er so richtig, was ihm in den vielen trockenen Jahren verloren gegangen war: die wahre Schaffensfreude. — Das Bild war fertig, Isolde kam nicht mehr. Zufällig war in den nächsten Wochen eine große Gemäldeausstellung. Er ließ sich als Teilnehmer einschreiben und sandte das Bild hin. Als er es abgeschickt hatte, war ihm, als ob er auch sein Herz mit eingewandt hätte. — Was nur zu erwarten war: das Bild erregte großes Aufsehen, der Maler Achilles war mit einem Schlag berühmt. Die Arbeit wurde mit dem ersten Preis gekrönt. Die Zeitungen schrieben große Artikel über den wunderbaren Vorwurf usw. Isolde aber, das junge, blühende Geschöpf, hatte in den langen Sitzungen ihr Herz an den ernsten Maler verloren, ohne daß er es ahnte und ohne daß sie es gezeigt hätte. Sie kamte mit sich, zwischen der Pflicht gegen den Mann, der Frau und Kind hatte, und dem rebellischen Herzen, das zu ihm drängte. Da kam die Wendung unerwartet. Ein steirischer Amerikaner sah das Bild, kaufte es, bezahlte den hohen Preis und wollte aber auch das Original der Rize kennen lernen, um sie später zu bestimmen. Er ließ sich die Adresse geben, reiste zu Isolde, warf stürmisch um sie, und Isolde, die den inneren Konflikt kaum noch ertragen konnte, gab ihm ihr Jawort. — So ward die liebreizende Isolde Hildebrandt nach vier Wochen die Gattin des Amerikaners. Sie folgte ihm in seine Heimat und schied sich so, durch den Ozean getrennt, von ihrem heimlich geliebten Walter Achilles.

Walter Achilles aber überlebte diese Trennung nicht mehr lange. Er erlag einer Lungentuberkulose, die er sich bei naßkaltem Wetter geholt hatte. Seine Frau aber hatte nie erfahren, daß das Herz ihres Gatten auf seinem Sterbebette nicht mehr ihr gehörte, das hatte er längst der tizianroten Isolde geschenkt.

Welt u. Wissen

* Eine Geschichte der Pflanzennahrung. Die große Berliner Ausstellung „Die Ernährung“ zeigt wieder einmal die Wahrheit des Spruches, daß „der Mensch ist, was er ist“. Spielt doch die Ernährung in der Geschichte der Völker jemals eine Hauptrolle, und die Veränderungen, denen sie unterliegt, hängen mit tiefgreifenden Kulturwandelungen zusammen. „Die Geschichte unserer Pflanzennahrung von Urzeiten bis zur Gegenwart“, die A. Maurizio vor kurzem bei Paul Parey in Berlin hat erscheinen lassen, ist daher ein Werk von hohem geschichtlichem Wert, dessen Bedeutung Geh.-Rat Rubner in den „Naturwissenschaften“ hervorhebt. Die allmäßliche Entwicklung der Pflanzennahrung stellt sich in den Anfängen als ein mühevoller Ringen dar, um die Nahrungsversorgung zu verbessern. Eine Unzahl von Pflanzen hat dem Menschen zur Stillung des Hungers gedient, die wir heute nicht mehr anrühren würden, die aber in Zeiten der Not für den primitiven Menschen Rettung bedeuteten. Neben Jagd und Fischerei war ja das Sammeln der Nährpflanzen die erste Nahrungsquelle der Menschheit. Erst später ging man von der Roh kost zu einer Zubereitung des Gefämmelten als Speise über. Sehr früh zeigten sich aber schon die Anfänge zur Herstellung gegorener Getränke aus zuckerhaltigen Stoffen. An die Periode des Sammelns schließt sich dann der Ahdbau, die Bearbeitung des Bodens unter Verwendung primitiver Ackergeräte, und dann der eigentliche Ahdbau. Vom Kochen geht man zum Rösten und Braten über. Nur als Brei zu gewinnenden Pflanzen treten allmäßlich zurück, ebenso verschwinden die Süßpflanzen aus der menschlichen Nahrung. Den weiteren Fortschritt bezeichnet das Zermahlen von Körnerfrüchten, das zur Urform des Backens in Gestalt von Fladen führt. Die Erkenntnis des Sauerteigs führt dann zu dem heutigen Brot und zur Verwendung der Hefe. Rubner hat nachgewiesen, daß sich bei allen Kulturnationen eine fast übereinstimmende Art der Ernährung findet, soweit es sich um die Gesamtmenge der verbrauchten Energie und den Eiweißverbrauch handelt; nur im Fett- und Kohlehydratverbrauch sind Unterschiede vorhanden. Innerhalb dieses gleichbleibenden Bedürfnisses aber bleiben natürlich große Verschiedenheiten bestehen, und der Geschmack der Völker ändert sich immer wieder, wie z. B. das allmäßliche Aufgeben des Roggenbrotes und die immer zunehmende Zunahme des Weizenverbrauches zeigt.

Wie wirke ich groß und schlank?

Das Geheimnis der „langen Linie“ für kleine Frauen.

Eine Modeplauderei von Elisabeth Raimund.

Die Frau von heute ist nicht mehr gewohnt, sich mit ihrer Erscheinung zufrieden zu geben, so wie sie nun einmal ist. Wenn ihr irgend etwas von dem, was ihr die Natur verlieh, nicht gefällt, so refaniert sie nicht, sondern sie macht sich ans Werk, um Mittel und Wege zu finden, die die stiefmütterlich handelnde Natur zu verbessern geeignet sind. Wir wollen nicht mehr alt oder häßlich oder schlegewachsen sein, uns über Teint- oder Figurfehler ärgern, und es hat sich aus diesem Wollen eine ganze Industrie herausgebildet, die der Evastochter bei der Durchführung ihrer Pläne und Bestrebungen behilflich ist. Eine Abteilung in dieser Industrie bildet die Mode. Sie ist nicht, wie man früher zu sagen pflegte, eine launische Dame, ihre Gebote und Vorschriften werden nicht vom Zufall dictiert, sondern sie ist die ganz bewusste und oft mit dem Rechentisch ergründete Erfüllung eines ganz bestimmten Zweckes, Lösung irgend welcher sich aus den Zeitumständen ergebenden Probleme. Die Mode von heute ist die Bewahrerin der jugendlichen Erscheinung und die ausgleichende Macht bei allerlei körperlichen Mängeln. Die Mode kann große Frauen zierlich erscheinen lassen, kleine hochgewachsen, allzu beleibte schlank, und mageren kann sie den Anchein erwünschter Fülle verleihen.

Wir wissen alle, daß z. B. die Mehrzahl der heutigen Gewänder für lange, schlante Figuren gedacht sind, für die „große“ Dame mit der königlichen Haltung, für den hochgewachsenen Sporttyp usw. Was aber fangen die kleinen Zierlichen, oder noch schlimmer, die kleinen Rundlichen an, die es doch auch in zahlreichen Exemplaren gibt, und die doch auch feinf und flott aussehen möchten? Nun, auch sie brauchen nicht zu verzweifeln; die Mode gestattet es, ihre Vorschriften zu betonen oder zu mildern, je nach dem persönlichen Bedarf, und gerade heute allgemein propagierte fließende Linie ist auch für kleine Figuren günstig.

Natürlich muß die „Patientin“ selber mithelfen und sich nicht gerade auf Dinge verstellen, die für sie ungeeignet sind. Wenn sie z. B. darauf besteht, gerade und breitgestreifte Stoffe, einen festbindenden, geraden, womöglich noch dazu breiten Gürtel zu tragen, oder wenn sie ihre Kleider und Kostüme mit Quer-anstanzt mit Längsgarnituren ausstatten läßt, dann wird sie weder groß noch elegant aussehen.

Die Kleingewachsene hat auf dreierlei bei ihrer Kleidung zu achten; auf ihre Rocksaumlinie, auf die Taillenlinie und auf alle etwa das Bild des Ganzen fürzenden Linien, wie Draperien, Schleifen usw. Was die Rocksaumlinie anbetrifft, so ist es durchaus nicht notwendig, daß kleine Damen die Röcke bis zum Knöchel verlängern, um größer zu erscheinen (es ist natürlich ebenso unstatthaft für sie, „kniefrei“ zu gehen und so den ewigen Bassisch zu markieren!). Die Hilfe in der Rol ist hier die schiefe Rocklinie mit der seitlichen Verlängerung, die größer und schlanker erscheinen läßt. Natürlich kann man dieses Rezept nicht oder nur selten für Sport- oder Straßenkleider anwenden. Es schadet hierbei auch nichts, wenn die Rocklinie gerade ist, vorausgesetzt, daß die Taillenlinie richtig gestaltet ist. Oberstes Gesetz sei hier: Nichts Enganschlüssendes und keinen Gürtel, der den Körper ringsherum umgibt, sondern nur eine schmale und möglichst unauffällige Gürtellinie, die hinten, vorne oder an den Seiten unterbrochen ist.

Ein weiteres, das die „kleine Frau“ beachten muß, ist die Rüdenlinie. Alles, was diese zerschneidet oder querteilt, ist zu vermeiden. Kleine dicke Menschen haben meist auch kurze Hälse oder verhältnismäßig breite Schultern. Sie dürfen deshalb niemals runde oder eifige Schultergarnituren (Kragen oder dergl.) tragen. Was für sie Kleidung wirkt, das ist die tiefheruntergehende, spitze oder oval auslaufende Passe im Rücken, der ebenso gesetzte Ausschnitt oder Einatz, und bei Mänteln und Badenkleidern der tiefreichende, schmale Schaltragen. Sehr nützlich ist auch beim Nachmittagskleide die seitlich gereffte Rockdrapérie, die gewöhnlich, in Schafform von den Schultern niedergehend, über der Hüfte durch eine Schnalle zusammengehalten wird.

So gibt es der Hilfsmittel eine ganze Reihe, durch die auch die weniger von der Natur begünstigte Evastochter die gewünschte lange, schlante Linie erreichen und mit der Mode

mitgehen kann. Freilich muß sie auch im übrigen, namentlich in bezug auf die Zutaten, wie Hütte und Schuhwerk, Handtaschen usw. immer ihr Ziel im Auge haben. Ein kleineres Wesen z. B. mit einer arohen Tasche oder einem Riesen-hut wirkt lächerlich. Und endlich ist noch gerade bei der Kleingewachsenen die gute, straffe, aufrechte, wenn auch nicht steife Haltung und ein anmutiger, weder irrwöhnlicher noch schlenkernder Gang von großem Einfluß auf die Eleganz der Erscheinung. Aber das ist schon weniger eine Modenfrage, als die der Körperkultur.

Ehe und Erfolg.

Die erfolgreichen Männer sind verheiratet.

Von Robert Feilgens.

In Amerika zählt der unverheiratete Mann überhaupt nicht. Er hat in der Gesellschaft keine Stimme und nur bei den Müttern von heiratsfähigen Töchtern ein gewisses Ansehen. Wahrscheinlich liegt der Fall so, daß die Amerikaner der Meinung sind, der Erfolg im Leben hänge mit der Ehe zusammen. Man darf einmal geschieden, man darf aber nicht unverheiratet sein. Der Erfolg ist schon deshalb mit der Ehe verknüpft, weil nur der verheiratete Mann sich eine gewisse Diplomatie aneignet, die er für das Fortkommen in seinem Beruf unbedingt nötig hat. Ferner bringt das tägliche Zusammensein mit einem anderen Menschen gewisse Probleme mit sich, die zu den Problemen des Berufes in einem engen Verhältnis stehen. — Der Mann, der erfahren hat, daß die Kleinigkeiten eine seelische Belastung in der Ehe ergeben, und daß sie den Frieden nicht stören dürfen, kann mit den Nebensächlichkeiten, die für den Beruf oft eine große Rolle spielen, schneller und besser fertig werden. Die fortgesetzten Stiche, die im Berufsleben unvermeidlich sind, führen den unverheirateten Mann zu einer seelischen Abstumpfung, während der Verheiratete sich seiner Frau, die ja immer sein bester Kamerad ist, mitteilen kann, und durch die Aussprache allein schon über gewisse Misshelligkeiten hinwegkommt. Die Stimmungsgrundlage für den Beruf wird durch die Ehe gegeben. Kluge Frauen wissen das und sorgen dafür, daß der Mann innerhalb des häuslichen Kreises alles findet, was ihn für den Beruf frisch und tauglich macht. Wenn die Frau das nicht kann, darf sie sich über Erfolglosigkeit im Beruf des Mannes nicht wundern. Die Vorwürfe, die sie ihm macht, sollten sie selbst treffen. Im allgemeinen aber kann man sagen, daß dem verheirateten Manne zahllose Reibungsmöglichkeiten in der Ehe entfernt werden. Der gemeinsame Lebensaufbau wird so getroffen, daß er zur Zufriedenheit des Mannes und somit zum Glück der Frau führt. — Wer sich über die vielgeläufige Alltäglichkeit in der Ehe lustig macht, der hat Unrecht, denn ohne Gewohnheit und ohne Alltäglichkeit kann eine Ehe nicht geführt werden. Der Mann, der seiner Frau jeden Tag einen Feiertag der Gefühle vorräumen muß, kann in seinem Beruf nicht erfolgreich sein, weil er zu viele Gedanken auf den Ausnahmestand verschwendet. Darum ist auch der Verliebte, der Verlobte kurz vor seiner Hochzeit meistens in dieser Zeit ein schlechter Vertreter seiner Arbeit. Nur nimmt man es ihm nicht übel, da man von der Ehe mit Recht hofft, daß sie den Mann in das Gleichmaß und daher zu seiner Arbeit zurückführen wird. Direkt und indirekt haben auch die meisten Frauen erfolgreicher Männer zu ihrem Aufstieg beigetragen. Psychische Momente sind dafür ausschlaggebend! Die Überzeugung des Eigenlebens sollen Mann und Frau während der Ehe niemals verlieren, aber sie müssen auf der anderen Seite das Bewußtsein uneingeschränkten Vertrauens zu dem Partner haben. Das, was man seinem Chelameraden erzählen kann und will, bedeutet meistens schon eine Möglichkeit des schnellen Fortkommens. Das, was man verheimlichen will und muß, ist immer schädlich für den Ruf und für den Aufstieg. Das physische Sichwohl fühlen des verheirateten Mannes, der im Hause seine Ruhe und seine Ordnung hat, steht bei den Erfolgsmöglichkeiten weit höher, als im allgemeinen angenommen wird.

Es ist nämlich kein leerer Wahn, daß man leistungsfähiger ist, wenn der Ärger mit einer Wirtin oder mit einer Wirtschafterin nicht bereits des morgens das Hirn des Mannes vergiftet hat. Die Frau weiß jeden Ärger von dem Manne fernzuhalten, oder — sie sollte es tun, wenn sie ihn erfolgreich sehen will.